

Luther als Polemiker

von Kurt Ihlenfeld, Berlin-Zehlendorf

„Doktor Luther ist ein grober Gesell“

— er hat es selber gewußt und oftmals öffentlich eingestanden — z. B. in der tollsten seiner polemischen Schriften, „Wider Hans Worst“, 1538, mit den oben zitierten Worten —, hat sich auch immer wieder entschuldigt ob dieser schwierigen Seite seines Wesens, hat, wenn es galt, diplomatisch zu reden, lieber seinen Mitarbeitern den Vortritt gelassen und erst, wenn alle Diplomatie nicht helfen wollte, zur Feder, vielmehr — zur Keule gegriffen. Schon die Zeitgenossen haben ihm das, obwohl auch sonst an starken Tabak gewöhnt, übel genommen, der geistreiche Erasmus Rotterodamus z.B. im Streit mit dem Wittenberger daran erinnert, daß die theologischen Fragen doch wohl einer subtileren Behandlung auch in Ausdruck und Bildrede bedürften. Luther, dem an einem guten Verhältnis mit dem einflußreichen Manne durchaus gelegen war, der ihn auch als Gelehrten bewunderte, gab in seiner Antwort — dem Buche „Vom unfreien Willen“ — wiederum unverhohlen zu, daß ihm sein Temperament zu schaffen mache, und bat am Schlusse des gewaltigen Werkes den Fürsten der Humanisten, er möge „dies Wort nicht so aufnehmen oder verstehen, als ob es aus Trotz oder Übermut geredet sei“. Auch das verleiht ja Luthers polemischen Schriften den provokatorischen Ton, daß er unumwunden auf die Rechtmäßigkeit und Überlegenheit seines Standpunktes pocht, unter Berufung auf seine besondere „prophetische“ Sendung und darauf, daß er sich mit allem, was er denke, sage, treibe, in Übereinstimmung mit der Heiligen Schrift befinde. Man konnte ihm solche Behauptungen natürlich gut und gern als reinen Hochmut auslegen und hat es getan.

„Ich habe meiner Hoffnung, daß ich in Gottes Namen angefangen und das rechte Wort Gottes lehre, keine stärkere Beweisung und Wunderzeichen, denn daß sie so geschwind in alle Welt, ohne mein Treiben und Suchen, dazu durch unzählige Widerstände und Verfolgung aller Gewaltigen und Gelehrten, vermehrt worden ist und Un-

einigkeit anrichtet. Und wenn sie das nicht täte, wäre ich längst verzagt und matt geworden.“

Das sind Worte aus der Schrift „An den Bock zu Leipzig“, 1521 — gemeint ist Hieronymus Emser, Sekretär des Herzogs Georg von Sachsen, er führte einen Steinbock im Wappen, seine Antwort an Luther betitelte er nicht minder kampfesfreudig „An den Stier in Wittenberg“ — und sie repräsentieren das Selbstgefühl eines Mannes, der nunmehr in den Mittelpunkt des europäischen Konfliktes gerückt war und die neue Lage, die er nicht hatte voraussehen können, von seinen absolut religiösen Voraussetzungen aus betrachtet. „Unser Herrgott tut nichts Großes — nisi per impetum“! Wer so dachte, d. h. aber auf eine „dynamische“ Gottesanschauung verpflichtet war, der mußte selbstverständlich im Strudel der nunmehr als notwendig erkannten Entwicklung eine andere Haltung einnehmen als der in seiner Gelehrtenklausur von ferne zuschauende Humanist in Basel. Wir dürfen ja in Luthers Lebensgang — einem der ungewöhnlichsten Lebensgänge deutscher Geschichte — niemals übersehen, daß dieser sich in eigentümlichen Stufen, in radikalen Gegensätzen vollzog. Der Mönch tritt kaum über die Schwelle seines Klosters, läßt die Gelehrten zu einer Disputation über eine Spezialfrage der kirchlichen Praxis, nämlich den Ablaß, ein — und schon wird er vom Sturmwind erfaßt und auf die Höhe der politischen Krise getragen! — Er hat kaum die Freiheit eines Christenmenschen verkündet — und muß alsbald erleben, daß die Menge aus dieser wiederum streng religiös gemeinten Botschaft eine soziale oder politische Lösung macht, womit sie der kirchlichen und politischen Revolution entgegenreibt! — Und während er den neuen, noch schwankenden Bau seiner Kirche unter den Schutz der weltlichen Obrigkeit stellt — nutzt diese die so gewonnene Position auf das krassste zur Durchsetzung hauspolitischer, machtpolitischer Ziele! — Die Spannung, die aus solchen Gegensatz-Erfahrungen wuchs, muß ungeheuer gewesen sein, der göttliche Impetus, an den er glaubte, Luther bisweilen einfach den Atem verschlagen haben. Obwohl er auch schon vor seinem öffentlichen Hervortreten, in den Jahren der entscheidenden exege-

tischen Studien, zwischen 1513 und 1517, beim Vergleich der kirchlichen Wirklichkeit mit den in der Heiligen Schrift enthaltenen Grundsätzen in heftige Klagen und Anklagen ausbrach, übrigens auch in den im Kloster gehaltenen Predigten, scheint er selber der Meinung gewesen zu sein, daß erst der Widerstand seiner Gegner ihn auf die Höhe der Erkenntnis geführt habe. So dankt er 1539 einmal den Papisten dafür, daß sie „einen ziemlich guten Theologen“ aus ihm gemacht hätten, „dahin ich sonst nicht kommen wäre“. Das Großartigste, was er über diese innerste Linie seines öffentlichen Handelns und Kämpfens geschrieben hat, findet sich in dem Buche gegen Erasmus, eine Art von Summa seiner hierhergehörigen Selbstdeutungen, beides: prophetische Urkraft und Unbewußtheit in sich vereinigend:

„Ich sage dir und bitte dich, es recht zu Herzen zu nehmen: Es handelt sich für mich hier um eine gar ernste und notwendige und ewige Sache, die von solcher Bedeutung ist, daß man sie behaupten und verteidigen muß auch mit dem Tode, und wenn die ganze Welt nicht bloß gestört und beunruhigt werden müßte, sondern auch, wenn sie darüber völlig in Trümmern gehen sollte. Denn ich bin durch Gottes Gnade nicht so töricht oder wahnsinnig, daß ich wegen Geldes, das ich weder begehre noch habe, oder wegen Ruhmes, den ich in der mir feindlichen Welt doch nicht behaupten könnte, oder wegen des leiblichen Lebens, das mir ja keinen Augenblick sicher ist, mit solchem Mute, mit solcher Standhaftigkeit, die du Hartnäckigkeit nennst, durch so viel Lebensgefahren, so viel Haß, so viel Nachstellungen, kurz: durch menschliche und teuflische Raserei hindurch diese Sache so lange betreiben und aushalten wollte. Oder glaubst du etwa allein ein Herz zu haben, das sich über diese stürmischen Zeiten aufregt? Wir sind auch nicht von Stein. Aber wenn es nun nicht anders geht, ziehen wir es doch vor, von vergänglichen Aufregungen zerrieben zu werden, fröhlich in der Gnade Gottes, wegen des Wortes Gottes, das wir unbesiegten und unzerstörbaren Mutes festhalten wollen — als in ewiger Erregung, unter Gottes Zorn, in unerträglichen Qualen zerrieben zu werden.“

Auch in der Lutherliteratur unseres und des vorigen Jahrhunderts wird manches Verwundern darüber laut, daß der Reformator in seiner Auseinandersetzung mit Rom, mit den Schwärmern, mit den Bauern, mit den Humanisten sich so sehr habe gehen lassen, so hemmungslos von den größten und vulgärsten Schimpfworten Gebrauch gemacht habe. Ich möchte an zwei Beispiele solchen Verwunderns — ein humanistisches und ein katholisches — anknüpfen, nämlich an Thomas Manns Washingtoner Rede von 1945 und an Josef Lortz' zweibändiges Werk über „Die Reformation in Deutschland“, 1939.

Bei Thomas Mann handelt es sich nur um eine kurze Glosse, die sozusagen von erasmischem Erschrecken diktiert ist, wie denn der Dichter der „Buddenbrooks“ und des „Faustus“-Romanes im tiefsten Grunde seines Wesens eben doch eine erasmische, das heißt aber rein von der Kultur her denkende Persönlichkeit gewesen ist, bei aller Kritik an der Kultur, die ja nicht ausschließt, daß der Kritiker selber dem verfallen ist, was er kritisiert. Luther ging es, wie wir eben gesehen haben, so wenig um die Kultur, daß er um der Wahrheit willen gerne in Kauf nahm, wenn die ganze Welt in Trümmer ginge — notabene um einer der Kultur nicht immanenten sondern transzendenten Wahrheit willen! Die betreffenden Sätze jener auch sonst denkwürdigen Dichter-Rede lauten:

„Martin Luther, eine riesenhafte Inkarnation deutschen Wesens, war außerordentlich musikalisch. Ich liebe ihn nicht, das gestehe ich offen. Das Deutsche in Reinkultur, das Separatistisch-Anti-Römische befremdet und ängstigt mich, auch wenn es als evangelische Freiheit und geistliche Emanzipation erscheint, und das spezifisch Lutherische, das Cholerisch-Grobianische, das Schimpfen und Speien und Wüten, das fürchterlich Robuste, verbunden mit zarter Gemütsstiefe und dem massivsten Aberglauben an Dämonen, Incubi und Kielkröpfe, erregt meine instinktive Abneigung. Ich hätte nicht Luthers Tischgast sein mögen, ich hätte mich wahrscheinlich bei ihm wie im trauten Heim

eines Ogers gefühlt und bin überzeugt, daß ich mit Leo X. Giovanni de Medici, dem freundlichen Humanisten, den Luther ‚des Teufels Sau, der Babst‘ genannt hat, viel besser ausgekommen wäre.“

Thomas Manns Antipathie gründet sich wohl mehr auf ein ungefähres Empfinden als auf genaue Kenntnis des von ihm perhorreszierten Mannes. Aber auch der schweizerische Humanist Jakob Burckhardt war dem deutschen Reformator nicht sonderlich hold gesinnt — merkwürdig bleibt, daß Goethe, dessen Schüler Burckhardt wie Mann doch sein wollten, Luther besser gerecht wurde, eine Tatsache, die geeignet ist, unsere Vorstellung von Goethes Humanitätsdenken ein wenig zu revidieren: er wußte um das Dämonische, wußte vielleicht tiefer darum als Burckhardt und Mann, die es vorwiegend ästhetisch werteten. Nicht zu vergessen Lessings zeitlebens, gegen Orthodoxie und Aufklärung bewährtes Lutherverständnis, das ihn zu unserem Thema die Worte eingab: „Wäre ein minder heftiges Gemüte geschickt, dasjenige auszuführen? Gewiß nein! Lassen sie uns also jene weise Vorsicht bewundern, welche auch die Fehler ihrer Werkzeuge zu brauchen weiß.“

Der Kirchenhistoriker Josef Lortz, der sein Werk eigens dazu schrieb, das katholische Verständnis der Reformation und des Reformators auf ein höheres Niveau zu heben, macht im ersten Bande, auf über 25 Seiten, den ernsthaften Versuch, an die Wurzeln von Luthers „Grobianismus“ heranzukommen und ordnet diesen demgemäß dem von ihm als Quelle alles Heiles und Unheiles bei Luther erkannten „Subjektivismus“ unter. Er hält es für möglich, „daß man vor Luthers niederschmetternder Gewalt so begeistert steht, daß man von seinem maßlosen Haß und erregenden Stolz nichts sieht“. Damit zielt Lortz allerdings auf eine Art von „protestantischer Heldenverehrung“, die für uns heute keine Versuchung mehr bedeutet. Wir sehen die Schwächen Luthers, sie gehören in das Bild des „alten Adam“, von dessen Realität — „auch bei dem besten Leben“ — Luther immer überzeugt gewesen ist. Daß Luther, wie Lortz bemängelt, nichts „Heiligmäßiges“ an sich gehabt habe, betrachten wir eben darum nicht als gültigen Einwand. Die evangelische Definition des Heiligen deckt sich

nicht mit der katholischen. Die evangelische Kirche hat im Augenblick ihres Entstehens mit dem Brauch der Kanonisierung von Heiligen gebrochen, sie hat auch ihrem Gründer gegenüber keine Ausnahme von dieser Regel gemacht. Gewisse kulturprotestantische Neigungen, den Heiligenkult durch einen Heroenkult zu ersetzen, sind, wie gesagt, bei uns überwunden. „Der fröhliche Trotz des Helden Luther kann anziehend sein“, sagt Lortz weiter, jedoch „er liegt nicht auf der Linie der froh gelösten Sicherheit, die einen Franziskus und Philipp von Neri auszeichnen.“ Ganz abgesehen aber davon, daß unter den vielen Heiligen der katholischen Kirche wohl eine ganze Anzahl sind, denen jene „froh gelöste Sicherheit“ auch nicht eigen war, dürfte es schwierig sein, aus einem Vergleich der vorhandenen oder nicht vorhandenen Tugenden hinter das Geheimnis der „Heiligkeit“ zu kommen. Ist es denn überhaupt der „fröhliche Trotz“, der uns heute zu Luther zieht? Ich glaube, es ist etwas anderes, ein ganz anderer „religiöser Feingehalt“, um den merkwürdigen Ausdruck von Lortz einmal zu gebrauchen, nämlich das, was Luthers Aussagen von Anfang bis Ende aufs tiefste tangiert, nennen wirs summarisch den Glauben an den verborgenen Gott (deus absconditus). In dieser Sphäre aber überwiegt das dunkle Fragen und Staunen und Erschrecken, und wer wollte im Ernste behaupten, daß sich das andere, der „fröhliche Trotz“, bei Luther je von diesem dunklen Hintergrund gelöst hätte? Wahrscheinlich wäre Luther mit dem Heiligen von Assisi besser ausgekommen — weil er ihm näherstand — als mit sämtlichen Humanisten von Basel bis Lübeck, hätte von ihm auch gewiß sich gerne sagen lassen, woran es ihm mangle. Jedoch die geschichtliche Situation um 1520 war eine andere als die um 1320! Die Reife der Zeit brachte auch einen andern Typus der christlichen Entscheidung hervor. Ebenso wenig wie wir Thomas Mann verweigern können, den „freundlichen Humanisten“ Leo X. oder den „frommen Kunstmeister“ Tilman Riemenschneider dem Reformator Luther vorzuziehen, ebensowenig können wir Josef Lortz veranlassen, Luther gegenüber andere als eben katholische Maßstäbe anzuwenden. Er führt zwar nicht Thomas Mann, aber Thomas Murner zum Beweis

dafür an, daß es damals bedeutende Geister gegeben habe, die Luthers „gewalttätiges“ Auftreten mißbilligten, und er findet es „erschütternd zu sehen, wie der Großteil der damaligen Welt, einschließlich der Gebildeten, der überredenden Macht des mächtigen Zauberers verfiel“. Ja, war denn Luther so etwas wie ein christlicher — Hitler? Fast könnte man, wenn man die Darstellung Lortzens liest — von Thomas Mann zu schweigen! — auf diese Vermutung kommen! Ein Zauberer, sagt er, und wir erinnern uns, daß man Hitler einen Rattenfänger genannt hat. Es bleibt also die Aufgabe, sehr genau zu untersuchen, einmal, was denn der eigentliche Zauber Martin Luthers gewesen ist — und was die Mehrheit des Volkes ihm in die Arme getrieben hat. Oder ist es unzulässig, auch dem Volke ein bestimmtes Maß von eigener Wahl- und Entscheidungsfreiheit zuzubilligen? So weit wie 1933 waren die Propagandakünste damals wohl noch nicht entwickelt, damals, als Luther, mühsam genug, seine zahlreichen Flugschriften zu drucken begann. Und die Männer um ihn waren auch keine Gewalttäter, keine Hasardeure — keine Goebbels und Himmler. Auch wenn Luther ihnen, selbstverständlich, oft genug unbequem war mit seiner ihm von Lortz angekreideten „Unabhängigkeit bei engsten persönlichen Bindungen“, hielten sie doch treu zu ihm, die Bugenhagen, Melancthon, Bucer, Jonas usw. Müßte diese Beobachtung nicht auch Anlaß zu einer positiven, nämlich auf seine allerletzten und allereigentlichsten Bindungen zielenden Beurteilung geben? Lortz unterläßt nicht, die weitere protestantische Entwicklung ebenfalls unter das Zeichen des lutherischen Subjektivismus — und Grobianismus — zu stellen, den gewiß nicht rühmenswerten Streit der „Rivalen und Epigonen“. Doch hätte er hierzu wohl deutlicher sagen müssen, daß Streitsucht ganz allgemein zum Charakter des damaligen Geisteslebens gehörte. Ebenso wie die Aufnahme der „naturalia“, von denen der Lateiner sagt, daß sie nicht „turpia“ seien, in höhere und niedere Dichtung, in Schwank und Fabel, in Spottschrift und Rundgesang — und es waren Kleriker, die in dieser Hinsicht ganz unbefangen vorangingen (vgl. die Carmina burana, die heute in Carl Orffs Vertonung die Hörer entzücken). Also handelte es sich um

einen weit ausgebreiteten Lebens- und Geistesbrauch. Die Sprache, ihrer selbst noch nicht eigentlich sicher, immer noch in vieler Hinsicht „vorliterarisch“, gewann sich Kraft und Fülle im Ergreifen der Wirklichkeit, keiner gedachten, sondern der sehr realen von Haus und Hof, von Mann und Weib, von Gesundheit und Krankheit, von Essen und Trinken. Es schwingt davon selbst noch in der „gereinigten“ Diktion des Kleinen Katechismus einiges nach. Luthers Erklärung der vierten Bitte des Vaterunsers, angetan, jeden empfindlichen Intellektuellen zu befremden, beschreibt diesen Erfahrungsbereich, der derjenige eines zu vier Fünfteln immer noch ländlich-bäuerischen Volkes war. Luther selber brachte aus dieser Sphäre natürlich eine kräftige Portion von „Umgangssprache“ mit, man denke nur an die Fülle von Sprichwörtern, die er aus unerschöpflichem Vorrat über seine Werke ausgestreut hat! Wenn man die Frische und Leibhaftigkeit seiner Bibelübersetzung rühmt, und das mit Recht, kann man also nicht gleichzeitig die Nase rümpfen über seinen Grobianismus — im Gegenteil, beides hängt mindestens durch den Sprachgebrauch zusammen, durch das Erdreich, könnte man sagen, in das er als Übersetzer wie als Polemiker den blanken Spaten stieß, d. h. durch den naiven Anschluß an die Sprache, die der gemeine Mann damals sprach, damals, als es noch möglich war, aus Umgangssprache Kunst zu machen, was heute leider nicht mehr möglich ist. Wenn man mit Beifall seinen berühmten Satz aus dem „Sendbrief vom Dolmetschen“ zitiert, wie er dem gemeinen Mann aufs Maul geschaut habe, so war dieser gemeine Mann weder ein Humanist noch ein Höfling — wie sollte also nicht aus dem lernwilligen Umgang mit ihm auch dessen unbefangener Gebrauch von Wendungen z. B. aus der Sphäre der „körperlichen Entleerungen“ bei Luther in Erinnerung geblieben sein! Luther war nicht bloß ein großer Geist, sondern auch eine starke Natur, und selbstverständlich mußte auch die Art, wie er z. B. seine Ehe öffentlich verkündete und begründete, auf zartere, konventionellere Gemüter befremdlich wirken, hat es damals getan und tut es heute auch noch, wie überhaupt seine die Ehe betreffenden Äußerungen, seien sie seelsorgerlicher oder polemischer Natur. Auch die geschlechtlichen

Dinge lagen gewissermaßen offener zutage damals als heut, davon gibt es unzählige Beispiele, die man in jeder Kulturgeschichte nachlesen kann. Wenn aber wir heutigen Luthers Schimpfreden weniger Gefallen abgewinnen können, als der „Herr omnes“ — darunter aber auch die Gebildeten! — von damals, so ist nicht zu vergessen, daß wir einen ziemlich komplizierten Bildungsgang hinter uns haben, von der Aufklärung und Klassik über die Romantik bis zum neuesten Humanismus. Dazwischen gab es ein paar „grobianistische“ Intermezzi, nämlich Sturm und Drang, Naturalismus und das letzte, das wir lieber nicht mit Namen bezeichnen wollen. Hinter Goethes klassischer Attitude aber steckte immer der ursprünglichere Dichter des „Götz“ und des „Urfaust“; in den „Römischen Elegien“ gab er sich galanter, aber die Galanterie ist ja wohl kein unbedingter Fortschritt gegenüber dem Grobianismus. Bürger und Büchner nahmen auch kein Blatt vor den Mund, bei Hauptmann gab es manchen Protest vonseiten des schockierten, an die pseudoklassische Attitude gewöhnten Publikums. Heute, nachdem der Krieg uns allen in den naturalia einen gehörigen Unterricht erteilt hat, nimmt sich mindestens die Romanliteratur die allergrößten Freiheiten, nicht bloß bei uns — bei uns noch am wenigsten —, vielmehr aber in Frankreich oder in Amerika. Nun wohl, das ist Literatur — und mit den naiven Gepflogenheiten der Lutherzeit kaum zu vergleichen. In der wissenschaftlichen Literatur von heute dominiert durchaus der humanistisch-akademische Ton. Wenn z. B. Karl Barth ab und zu einmal die Keule schwang, so war es ein ziemlich geglättetes Instrument, im allgemeinen arbeitet man lieber mit Nadelstichen als mit Keulenschlägen, vergleiche man doch nur einmal die Debatte über die sogenannte Entmythologisierung, z. B. die Kontroverse Jaspers — Bultmann, mit dem Kampf um das Problem des freien Willens, den Luther mit Erasmus ausgefochten hat! Wer weiß, vielleicht ist die „mildere“ Form unserer Auseinandersetzung ein Ausdruck davon, daß wir uns gar nicht in der Mitte der Probleme befinden, gar nicht die Arena betreten, auf der sich Luther hat tummeln müssen? Der letzte, der kräftig vom Leder zog, ist wohl Kierkegaard gewesen, aber auch er nur in seinen letzten Monaten und mit ausschließlicher

Richtung auf die offizielle Kirche. Um die aber handelte es sich auch in der Reformation. Und man müßte sich doch einmal, auch auf katholischer Seite, fragen, ob sich in den zugegeben wilden und groben Schimpfereien Luthers nicht doch anderes und mehr als nur ein — Charakterfehler offenbare. Nämlich etwas tief Grundsätzliches, eine Art von innerster, unableitbarer Geladenheit gegen den Kern alles Übels, den ihm das „Papsttum“ bedeutete? Notabene gegen Ende seines Lebens ein Papsttum, von dem er einsehen mußte, daß es seine Position zu verbessern anfang — es steckte auch viel Angst in seinen Invektiven, ich möchte fast sagen: viel apokalyptische Angst. Unmöglich, Luthers diesbezügliche Äußerungen einfach auf das Konto seiner Überreiztheit oder Hemmungslosigkeit zu setzen, sie tragen — auch in der äußeren Form, manchmal gerade in dieser — das Gepräge „heiligen Erschreckens“. Lortzens Psychologie des lutherschen Grobianismus schießt darum doch wohl zu kurz! Sie muß es, da er ja von vornherein von dem besseren Rechte der katholischen Gegenseite überzeugt ist und im Grunde Luthers Kampf gegen den Papst schlichtweg als ein „Mißverständnis“ definiert. Und doch war Luther gerade in diesem Mißverständnis so unerbittlich, blieb er gerade in diesem Punkte seiner Anfangsposition nicht bloß treu, sondern entwickelte sie zu einer zäh bis ans Ende festgehaltenen radikalen Gegnerschaft. Man mag diese so oder so erklären — das Phänomen steht fraglos vor uns und nötigt uns doch wohl, über den Kreis der Psychologie und Charakterologie hinauszugehen und — nun eben, den religiösen Aspekt ernst zu nehmen! In Schmalkalden gab Luther, auf den Tod erkrankt, die testamentarische Anweisung an die Seinen:

„Hoc unum me mortuo servate: Odium in pontificem Romanum!“ Das ist entweder Hirngespinnst eines Fanatikers — oder, wir wollen es vorsichtig formulieren, Ausdruck einer unausweichlichen letztgültigen Erkenntnis, deren mitwirkende Rolle im großen publizistischen Kampfe man nicht übersehen darf.

„Dieses Zeitalter“, sagt Lortz, „konnte nicht anders als in heftigen Gebärden sich äußern“ — er kennt auch die von katholischen Theologen gegen den Wittenberger gerichteten Schmähschriften, er er-

wähnt das unflätige Benehmen vieler Herren und Fürsten, weiß um die im Kreis um Erasmus mühsam gebändigte gelehrte Rauflust. Aber — „im Grobianismus ist Luther doch der andern Meister geworden. Niemand hat ihn übertroffen, wohl aber übertrifft er die andern und der Fehler wiegt bei ihm schwerer“. Man müßte einen genauen Kenner der damaligen polemischen Literatur zu Rate ziehen, um festzustellen, ob die von Lortz vorgenommene Unterscheidung wirklich haltbar ist. Was aber die Meinung betrifft, bei Luther wiege der Grobianismus schwerer als bei den andern, so wird im stillen dabei ein perfektionistischer, auf Heiligmäßigkeit zielender Maßstab angewendet, den Luther selber nicht als gültig anerkannte. Und ganz übersehen wird die „eschatologische Bedrängnis“, in welcher Luther sich befand und deren Ursachen nicht bloß äußere waren, sondern tief in seiner „religiösen Anlage“ begründete. Was stehen nicht den vulkanischen Ausbrüchen von Zorn und Haß doch für schreckliche Beklemmungen, Ängste, Träume, Voraussichten gegenüber! Rudolf Thiel hat Luthers „Zorn“ in seiner bekannten Biographie ein besonderes Kapitel gewidmet — und er beschließt es mit einem höchst merkwürdigen Zitat aus einem Briefe Luthers an Staupitz, geschrieben im abklingenden Tumult um die Leipziger Disputation; die Stelle hat einen so rätselhaften Klang, sie ist, wenn man sie nur recht mit dem inneren Ohre zu hören versteht, eine stille, fast mystische Widerlegung aller gegen Luther erhobenen Einwände, der damaligen wie der heutigen, ob der Unziemlichkeit seiner polemischen Form:

„Diese Nacht habe ich von dir geträumt, als ob du von mir gingest, und als ich bitter weinte und klagte, winktest du mir mit der Hand und sagtest, ich solle ruhig sein, du würdest wiederkehren. Du verläßt mich gar zu sehr. Heute war ich sehr traurig über dich, wie ein Entwöhnter über seine Mutter. Ich beschwöre dich, lobe Gott auch in mir Sünder: ich hasse das schlimme Leben, fürchte mich vor dem Tode und bin leer am Glauben, voll von anderen Gaben, die ich, weiß Christus, nicht haben möchte, wenn ich ihm nicht damit dienen soll...“